

## Zeitgeschwister

Paula Matz (9c)

Für Mutti

### Prolog

Es fühlte sich seltsam an.

Ganz anders, als es in Büchern immer beschrieben wird.

Kein Wirbel, kein Herumgeschleudere, gar nichts.

Es kam über Nacht, still und leise.

Ich träumte. Dachte ich zumindest.

Aber dieser Traum war anders als alle anderen Träume. Er fühlte sich so real, so echt an.

Ich sah ein Mädchen. Im ersten Moment dachte ich, ich sähe mich selbst, doch beim näheren Betrachten wusste ich, dass es nicht ich war.

Sie hatte längere, etwas dunklere Haare und ein schmaleres Gesicht als ich.

Zunächst schaute sie mich verwirrt, dann erschrocken an.

„Du... du siehst ja so aus wie ich!“, stotterte sie.

„Scheint so“, antwortete ich trocken.

Was sollte ich auch noch groß hinzufügen?

„Wer bist du?“, fragte sie und der Schock schien verflogen zu sein.

„George“, sagte ich knapp. „Ja, ich weiß, das ist eigentlich ein Jungsname, aber meinen richtigen Namen kann ich nicht ausstehen.“

„Und wie lautet dein richtiger Name?“

„Georgia“, brummte ich.

Sie schaute mich verständnislos an.

„Tschortscha? Was ist das denn für eine Sprache?“

Wie bitte?

„Das ist Englisch“, erklärte ich. „Mein Vater kommt nämlich aus England.“

„Englisch!“, flüsterte sie und ihr Gesicht nahm einen verträumten Ausdruck an.

„Du kannst Englisch! Oh, was würde ich dafür geben, auch Englisch lernen zu können.“

Ich runzelte die Stirn. „Du kannst kein Englisch? Aus welchem Jahrhundert bist du denn?!“ Das war natürlich nicht ernst gemeint, aber sie antwortete mir trotzdem.

„Was ist das denn für eine dumme Frage? Selbstverständlich komme ich aus dem 20. Jahrhundert. 1928 bin ich geboren.“

Ihre Miene war undurchdringlich.

1928. 1928! Dann müsste sie ja über 80 sein! So sah sie aber gar nicht aus.

Eher in meinem Alter, also 15 oder 16. Das musste ein Scherz sein.

„Du machst Witze“, sagte ich.

„Nein!“, rief sie empört. „Das ist wahr! Warum sollte ich scherzen?“

„Wenn du 1928 geboren wärst“, sagte ich langsam, „dann müsstest du jetzt über 80 Jahre alt sein. Und das bist du ja nicht, außer, du bist unsterblich oder so.“

Nun schaute sie noch verwirrter drein. „Warum müsste ich jetzt über 80 Jahre alt sein? Wir sind doch im Jahr 1944, und ich bin jetzt 16. Und ganz bestimmt nicht unsterblich.“

„Warum sind wir im Jahr 1944?“ Langsam wurde mir das Ganze zu blöd.

„Wir sind im Jahr 2017, verdammt noch mal! Und hör auf zu lügen! Wenn du wirklich aus dem Jahr 1944 kämst, dann wäre Deutschland am Ende des Zweiten Weltkrieges! Und mit so etwas spaßt man nicht!“

Sie wurde blass. „Ende des Zweiten Weltkrieges?“, flüsterte sie so leise, dass ich sie kaum verstehen konnte.

„Ja, das Ende des Zweiten Weltkrieges“, sagte ich laut. „Den die Deutschen natürlich verlieren.“ Hastig verbesserte ich mich: „Ich meine natürlich: Verloren haben.“

„Was?!“ Sie schrie beinahe. „Die Deutschen verlieren den Krieg nicht! Wenn das Ende bald da sein sollte, dann GEWINNEN wir!“

„Das glaubst aber auch nur du“, spottete ich.

„Nein“, widersprach sie energisch.

„Überall sagen sie es: Wir werden siegen!“

Da kam mir wieder das in den Sinn, was wir heute in Geschichte gelernt hatten: Auch, als der Krieg quasi verloren war, behaupteten Hitler und seine Männer gegenüber der Bevölkerung das Gegenteil und mobilisierten alle Kräfte, die das bereits geschlagene Land noch zu bieten hatte. Falls dieses seltsame Mädchen also tatsächlich aus der Vergangenheit kommen sollte, hatte das Regime diese Lügen bereits verbreitet; oder der Punkt war noch gar nicht erreicht und sie glaubten es trotzdem.

„Also, hör mir mal gut zu“, sagte ich nun eindringlich.

„Egal, was Hitler und alle seine Gefolgsleute euch erzählen: Sie lügen. Es ist alles erstunken und erlogen! Ich bin zwar immer noch nicht ganz sicher, ob du mir nicht doch einen Bären aufbindest, aber, nehmen wir einfach an, du kommst aus dem Jahr 1944:

Merk dir das, was das Mädchen aus der Zukunft“, ich zeigte mit dem Zeigefinger auf mich selbst, „dir sagt: Deutschland wird nicht siegen, Deutschland wird untergehen. Merk dir das!“ Zitternd und mit aschfahlem Gesicht nickte sie.

„Dann hatte sie doch recht“, murmelte sie, wie zu sich selbst.

„Was?“, fragte ich, doch sie antwortete nicht.

„Wie heißt du eigentlich?“ Diese Frage lag mir schon seit Beginn unseres Gesprächs auf der Zunge.

Sie hob den Kopf. „Ich heiße G...“

Plötzlich war sie verschwunden.

„G...“, dachte ich. „Na toll!“

## 1. Kapitel

„George! Geooorge!“ Ich blinzele. „W... was?“

Emm verdreht die Augen. „Georgia Smith!“, sagt sie streng und verschränkt die Arme vor der Brust. „Träumst du mit offenen Augen, oder was? Ich hab’ dich etwas gefragt, falls du das nicht mitbekommen hast.“

„Sorry“, murmele ich, „ich war gerade mit den Gedanken woanders.“

„Hat man gemerkt.“ Sie seufzt. „Ich habe gefragt, wie die Mathearbeit gerade bei dir gelaufen ist.“

Ich stöhne. „Können wir bitte über was Anderes reden? Du weißt doch, dass ich eine totale Matheniete bin und dieses Fach hasse!“

„Ok, ok, Themawechsel. Worüber hast du gerade nachgedacht?“

„Ach, über alles Mögliche“, sage ich ausweichend.

„Alles Mögliche? Was ist das denn?“

„Na ja, ich habe ein bisschen über mein Leben nachgedacht.“

„Über dein Leben nachgedacht?“, echot Emm.

„Und? Irgendwelche weltbewegenden Erkenntnisse?“

„Nö.“

Warum auch? Mein Leben ist komplett unspektakulär, um nicht zu sagen, langweilig:

Ich bin 16 Jahre alt, gehe aufs Gymnasium, und bin relativ gut in der Schule.

Meine beste Freundin, Emelie Fischer, ist zwar ein bisschen verrückt, aber total lieb. Ach ja, und im Moment auch total verknallt.

In Dario aus der Parallelklasse. Jetzt fängt sie auch prompt an, mit dieser säuselnden Stimme von ihm zu schwärmen.

Er wäre ja „so süüüüß“ und „so nett“ und was weiß ich noch alles. Irgendwann schalte ich ab. Was interessiert mich denn irgendein langweiliger Junge?

Auch, dass Emm meine allerbeste Freundin ist, macht es nicht besser.

Dabei kennt sie ihn noch nicht mal richtig. Sie kann also gar nicht sagen, ob er nett ist. Gut, sie sind gemeinsam in der Theater-AG, aber da tut Emm nichts weiter, als ihn aus der Ferne anzuschmachten.

Nicht die perfekten Umstände, würde ich sagen.

Ich war noch nie wirklich verliebt. Früher kannte ich einen Jungen, Jakob, der in meiner Straße wohnte. Er war nett, aber eher so als Kumpel. Mittlerweile ist er weggezogen. Und die Jungs aus unserer Klasse sind allesamt bescheuert. Deshalb habe ich keine Erfahrung mit dem Verliebt-Sein.

Ganz im Gegensatz zu Emm. Die war nämlich gefühlt schon in jeden Jungen aus der Stufe verknallt. Doch diesen Gedanken werde ich ihr auf keinen Fall auf die Nase binden. Sie würde sich nämlich entweder aufregen oder eingeschnappt sein und nicht mehr mit mir reden.

Also warte ich geduldig, bis sie in ihrer Rede eine kurze Pause macht, dann frage ich: „Warum sprichst du ihn nicht einfach mal an?“

Sie starrt mich an. „Was?“

„Warum sprichst du ihn nicht einfach an?“, wiederhole ich. „Warum fragst du ihn nicht, ob ihr euch mal treffen wollt? Geht ein Eis essen oder ins Kino oder so. Es hat doch keinen Sinn, wenn du ihn nur aus der Ferne anhimmelst. Dann wird das ja nie was mit euch zwei.“

Mein Vorschlag scheint ihr die Sprache zu verschlagen, was bei Emm schon was heißen will.

Ihr Mund öffnet sich, doch anstatt etwas zu sagen, schließt sie ihn wieder.

Ich wedele mit der Hand vor ihrem Gesicht herum.

„Huhu, Erde an Emm! Was hältst du von meiner Idee?“

„Weißnichkeineahnung“, nuschelt sie.

„Weißnichkeineahnung?“ Ich lache. „Mensch, Emm! Gib dir einen Ruck. Du magst ihn doch, oder?“

Emm nickt heftig.

„Na also“, sage ich, „Frag ihn. Heute. In der Pause. Oder per SMS. Ich will, dass du mir genauestens Bericht erstattest!“

Sie nickt, grinst und umarmt mich stürmisch.

„George, du bist die allerbeste Freundin, die man sich vorstellen kann!“

## 2. Kapitel

Abends komme ich völlig fertig vom Fußballtraining nach Hause. Unsere Trainer haben uns heute so viel laufen lassen, ich glaube, das haben sie mit Absicht gemacht. Als ich an den Tisch komme, sind meine Eltern schon da.

„Hallo Mama. Hi Dad“, sage ich und gebe ihm einen Kuss.

„Hey my dear“, sagt er und lächelt mich an. „How was your day?“

Mein Dad kommt aus England, aus London, genauer gesagt. Als er meine Mutter kennengelernt hatte, begann er, Deutsch zu lernen. Es ist noch nicht perfekt, aber er spricht inzwischen schon echt gut, mit einem total süßen englischen Akzent. Meistens redet er Deutsch mit mir und meiner Mutter, doch wenn er von einem seiner langen Arbeitstage nach Hause kommt, verfällt er oft in seine Muttersprache.

„Well, it was ok“, antworte ich ausweichend. Ich möchte nämlich auf keinen Fall von der verkorksten Mathearbeit erzählen.

„Und, wie lief die Mathearbeit?“, fragt meine Mutter.

Ich verdrehe die Augen. „Ganz ok“, antworte ich gedehnt.

Was haben denn alle mit dieser doofen Arbeit?

Kurz darauf verabschiede ich mich in mein Zimmer.

Kaum bin ich oben, klingelt auch schon mein Handy in der Schultasche.

„Emm is calling“, verkündet das Display. Ob sie wegen Dario anruft?

„Hi, Emm“, melde ich mich und werde sofort unterbrochen:

„Er hat ja gesagt!!! Stell dir vor! Oh George, ich bin soooooo happy!“

Ich halte mir das Handy ein bisschen weg vom Ohr, denn Emm schreit beinahe.

„Freut mich für dich“, erwidere ich und ich meine es auch so.

„Allerdings freut es mich nicht, dass du so spät anrufst. Ich bin total kaputt vom Training.“

„Sorry!“, zwischert Emm und redet sofort aufgeregt weiter: „Wir haben erst ein bisschen hin und her geschrieben und stell dir vor, er wollte mich auch schon länger fragen, ob wir mal was zusammen unternehmen! Jetzt gehen wir am Freitag ins Kino.“

Oh Gott, ich weiß gar nicht, was ich anziehen soll!“

„Zieh das an, was du anziehen würdest, wenn du mit mir ins Kino gehen würdest“, rate ich ihr.

„Dann ist es natürlich und nicht zu aufgedonnert.“

„Ja, das ist eine gute Idee“, stimmt sie mir zu. „Aber ich kann einen Rock anziehen, oder?“

„Klar. Zieh doch deinen Jeansrock an und ein schönes T-Shirt dazu.“

„Danke, George! Oh, ich freue mich so!!! Aber ich will dich nicht länger stören. Gute Nacht!“

„Ja, gute Nacht, Emm! Bis morgen“, sage ich und lege auf.

In der Nacht habe ich einen seltsamen Traum. Ein Mädchen, das so aussieht wie ich, aber aus der Vergangenheit kommt. 1944. Das behauptet sie zumindest. Und als sie dann urplötzlich verschwindet, ohne mir auch nur ihren Namen gesagt zu haben, gebe ich es auf, diesen Traum verstehen zu wollen. Träume sind sowieso immer seltsam.

Vielleicht beschäftigt sich mein Unterbewusstsein damit, was wir heute Interessantes in Geschichte gelernt haben. Dort haben wir nämlich das Thema „Drittes Reich und Zweiter Weltkrieg“ angefangen. Ich war total gefesselt davon, was unser Lehrer Herr Peters erzählt hat.

„Kikerikiiii!“ Ich öffne die Augen. Ein Hahn? Wo kommt denn der her? Doch vielleicht ist das hier noch mein Traum? Ich habe oft sehr lebhaftere Träume. Ich setze mich in meinem Bett auf.

Es scheint bereits Morgen zu sein. Durch die Fensterläden fällt spärliches Tageslicht. Neben mir höre ich leise Atemzüge. Das hier muss wirklich ein Traum sein. Denn im echten Leben schlafe ich mit niemandem in einem Zimmer. Außerdem fühlt sich die Matratze ungewohnt hart an. Und sie piekst. Moment mal, ist das etwa Stroh?

Allmählich wird dieses Bett ungemütlich. Ich schließe die Augen, in der Hoffnung, das nächste Mal, wenn ich sie öffne, in meinem eigenen aufzuwachen. Dem ist aber nicht so. Ich kneife mir in den Arm. Doch außer, dass es weh tut und ich leise „Autsch!“ sage, passiert nichts.

Die Atemzüge neben mir werden unregelmäßiger, der Jemand bewegt sich und dann fragt eine Stimme aus dem Halbdunkeln: „Alles in Ordnung, Greta? Hast du dir weh getan?“

Ich zucke zusammen, denn darauf war ich nicht vorbereitet.

„Wer ist da?“, frage ich scharf. Die Person, der Stimme nach zu urteilen ist es ein Junge, lacht leise und fragt zurück: „Ist wirklich alles gut bei dir? Oder träumst du noch? Wer soll ich denn sein, wenn nicht dein Bruder?“

Ich habe aber keinen Bruder. Seltsam, seltsam das Ganze.

Ich muss schleunigst zusehen, dass ich wach werde.

„Ähm, wer auch immer da ist“, sage ich laut, „ich bin nicht...“

Natürlich bist du Greta!

Was? Wer ist das überhaupt, diese Greta? Und wo kommt die Stimme her?

Das hier ist alles Realität. Du musst mitspielen, sonst werden sie noch misstrauisch und schicken dich in die Psychatrie! Und das willst du doch nicht, oder?

Die Stimme scheint in meinem Kopf zu sein. Doch irgendwie ist das gerade alles zu viel.

Greta, Psychatrie, Realität? Hilfe! Ich bin doch Georgia, oder?

Nein! Oder doch. Na ja, so halb. Du bist Georgia, im Körper von Greta.

Aha. Na dann, herzlichen Glückwunsch!

### 3. Kapitel

Plötzlich geht die Tür auf und endlich sehe ich, wo ich mich befinde: In einem kleinen Raum, der ein Schlafzimmer zu sein scheint. Es stehen zwei Betten darin: Ein etwas größeres und das, in dem ich neben einem Jungen sitze, mit dem ich wohl gerade gesprochen habe. Aha, das ist also mein Bruder.

Ich mustere ihn. Dunkelblondes Haar mit einem leichten Rotstich und grüne Augen, die mich neugierig ansehen. Alfred. Seltsamerweise fällt mir direkt ein Name ein.

Eine strenge Stimme lässt mich wieder zur Tür blicken.

„Los, ihr zwei, aufstehen! Hermann und ich sind schon eine Weile auf.“

Oh, dann sind unsere Eltern – ich denke zumindest, dass es unsere Mutter ist, die da auf der Türschwelle steht – wohl früh aufgestanden. Denn draußen ist noch nicht einmal die Sonne aufgegangen.

„Ja, wir stehen schon auf, Mutter“, murmelt der Junge, streckt sich und erhebt sich vom Bett.

„Du auch, Greta“, sagt die Frau und sieht mich an.

Sie trägt eine Schürze über ihrem hellblauen Kleid und hat die Haare zu einem strengen Dutt auf dem Kopf befestigt. Ihr ganzer Aufzug sieht ein wenig altmodisch aus.

„J... ja“, stottere ich und schwingte die Beine über die Bettkante.

Mein Blick fällt auf die Matratze, die so gepiekt hat. Sie sieht aus wie ein Strohsack.

Na, kein Wunder, dass es so ungemütlich war, denke ich und seufze. Erst da bemerke ich, dass mich meine Mutter besorgt mustert.

„Alles in Ordnung, Greta?“, fragt sie wie vorhin Alfred. „Du siehst so müde aus.“

„Nein, nein“, erwidere ich schnell, „alles ...“ – beinahe hätte ich „OK“ gesagt, doch wenn man hier auf Strohsäcken schläft, kennt man diesen Ausdruck bestimmt nicht – „... alles in Ordnung“, setze ich hastig hinzu. Sie scheint mir nicht so ganz zu glauben, doch sie dreht sich um und verschwindet im Flur. Alfred geht zum Stuhl, der unter dem kleinen Fenster steht, nimmt seine Klamotten und verlässt ebenfalls wortlos das Zimmer.

Nun bin ich alleine. Endlich! Es wird Zeit, dass ich meine Gedanken sortiere und mir den Ernst der Lage klarmache:

Ich bin irgendwo, ich weiß nicht wo, ich weiß nicht wann, ich weiß nur, dass ich nicht zu Hause bin. Außerdem bin ich nicht ich, sondern Greta, wer auch immer das ist. Moment mal, sehe ich dann auch anders aus?

Ich fasse in meine Haare, nein, sie fühlen sich so an wie immer. Wenigstens etwas! Und als ich mir eine Strähne über die Schulter lege, stelle ich fest, dass meine Haare leuchtend rot, wie meine eigenen, sind. Doch einige Sekunden später fällt mir der Unterschied auf. Reichen sie bei mir nur knapp bis über die Brust, so fallen diese hier fast bis zur Hüfte. Oh je, falls ich doch länger hier sein sollte – was ich vermute, denn dies ist kein Traum, da bin ich mir mittlerweile sicher –, muss ich mich wohl oder übel daran gewöhnen.

Ich trete zu dem Stuhl, von dem Alfred seine Sachen genommen hat. Tatsächlich liegen noch einige Kleidungsstücke darauf, von denen ich annehme, dass sie mir gehören.

Vorsichtig berühre ich den Stoff von dem zuoberst liegenden Kleid. Er fühlt sich rau und uneben an. Puh, hoffentlich kratzt das Ding nicht! Der Rock des Kleides ist dunkelblau und sein Oberteil sieht aus wie eine einfache Bluse mit Knöpfen. Allein bei dem Gedanken daran, tagein, tagaus in so einem Teil herumzulaufen, rümpfe ich die Nase. Ich habe nur ein einziges Mal in meinem Leben ein Kleid getragen, und zwar an der Hochzeit meiner Eltern. Danach wollte ich nie wieder eines anziehen. Ich sah nämlich einfach nur lächerlich darin aus. Im Gegensatz zu dem Hochzeits-Kleid ist dieses hier jedoch eher einfach und nicht so elegant.

Vorsichtig lege ich es mir über den Arm. Darunter kommen ein Paar Strümpfe und eine gestreifte Schürze zum Vorschein. Ich weiß nicht genau, wo ich meine Kleidung wechseln soll, und einen Moment lang stehe ich nur ratlos da. Doch weil gerade niemand in der Nähe zu sein scheint, beschließe ich, mich einfach hier umzuziehen.

„Also los“, spreche ich mir selbst Mut zu, „es ist Zeit für meine Verwandlung. George wird zu Greta.“

Ich schlüpfte aus dem leichten Baumwollhemd, das ich anhatte und streife mir als erstes die Strümpfe über. Von außen fühlen sie sich total kratzig an, aber am Fuß ist es nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte. Ganz im Gegenteil zu dem Kleid. Als ich es endlich geschafft habe, das Mieder, wie das Oberteil genannt wird, festzuschneiden, juckt es mich am ganzen Körper und ich stöhne auf. Wie soll ich das bloß aushalten?

Ich muss mir noch die Haare flechten! Das wären wohl Gretas Gedanken, wenn sie an meiner Stelle wäre, denn ich kann mir die Haare noch nicht einmal selbst flechten. Doch wie ferngesteuert wandern meine Hände zu meinem Kopf und ich beginne, mir einen Zopf zu flechten! Wahnsinn! Ich kann keinen Spiegel sehen, aber es fühlt sich total gut an, was ich da flechte. Habe ich etwa ein paar von Gretas Fähigkeiten bekommen? Und geht es ihr gerade genau wie mir, nur anders herum? Also, dass sie quasi als Greta eingeschlafen und als George wieder aufgewacht ist?

In meiner Rocktasche finde ich ein Band. Es ist zwar ein bisschen schwierig, den Zopf damit zu fixieren, aber nach ein paar Versuchen hält es.

Dann beginne ich, beziehungsweise meine Hände, mit dem zweiten Zopf.

Das alles ist so verwirrend! Aber ihr geht es bestimmt auch nicht anders.

Ein leiser Verdacht steigt in mir auf, doch ich schiebe ihn energisch zur Seite.

Jetzt bin ich fertig. Ich atme tief durch und streiche den Rock glatt.

Nun kann es losgehen. Gretas Welt, ich komme!

#### 4. Kapitel

Ich trete in den kleinen düsteren Flur. Der Rock schwingt bei jedem Schritt und unter meinen Füßen knarren die Dielen. In der Tür am anderen Ende bleibe ich stehen und schaue mich um. Vor mir liegt ein Raum, der gleichzeitig Küche und Esszimmer zu sein scheint. Er ist nur spärlichst eingerichtet: Der Holztisch und die Stühle sehen selbst geschreinert aus. Ist unser Vater etwa Schreiner?

Ja, ist er. Aber gerade kämpft er an der Front, ohne richtige Ausbildung. Jeden Moment könnte er fallen und niemand weiß, ob er überleben und je zu uns zurückkehren wird.

Ich schlucke. Und obwohl ich diesen Mann nicht kenne, steigen mir bei dem Gedanken Tränen in die Augen. Ich vermisse ihn.

Aber wer ist dann Hermann? Meine Mutter – ich muss mir das angewöhnen, sonst verplappere ich mich noch – hat doch vorhin von ihr und Hermann gesprochen. Da bemerke ich den jungen Mann, der mit dem Rücken zu mir am Küchentisch sitzt und Zeitung liest. Seine Kleidung (Baumwollhemd und -hose) ist dreckig und abgenutzt, wahrscheinlich von der Arbeit.

Mein Bruder. Was? Noch ein Bruder? Und was arbeitet er denn?

Vielleicht im Garten oder auf dem Feld, denke ich und fahre fort, den Raum unter die Lupe zu nehmen. Mutter steht an einem gusseisernen Herd in der Ecke, auf dem ein altmodischer Teekessel dampft.

An der Wand hinter dem Tisch gibt es noch einen großen Schrank und neben dem Herd steht ein Ofen, aber das ist dann schon die ganze Einrichtung.

„Guten Morgen, Hermann“, sage ich. Er dreht sich zu mir um.

Mein älterer Bruder ist blond, genau wie unsere Mutter, und auch die feinen Gesichtszüge hat er von ihr geerbt.

„Guten Morgen, Gretchen“, erwidert er und ein kleines Lächeln umspielt seine Mundwinkel.

„Na, wie geht es dir heute Morgen? Hast du gut geschlafen?“

Gretchen! Ich hasse diesen Spitznamen!

„Gut, danke schön. Aber bitte hör auf, mich Gretchen zu nennen. Ich mag diesen Namen nicht.“ Ich setze mich auf den freien Stuhl neben ihm und er grinst.

„Das weiß ich doch“, neckt er. „Aber es ist lustig, wie du dich immer darüber ärgerst!“

Ich schaue ihn böse an, doch dann muss ich auch lächeln.

Mein Blick fällt auf die Zeitung, der Hermann sich nun wieder zuwendet.

Neugierig schaue ich sie mir genauer an. So eine komische Schrift! Und alles in schwarz-weiß. Dann bemerke ich das Datum und schnappe nach Luft.

11. Oktober 1944, steht da.

Mir wird schwindelig. Dann bin ich ja mitten im Zweiten Weltkrieg gelandet!

Schlimmer hätte es nicht kommen können. Nicht nur wegen des Krieges. Ich bin in der Vergangenheit!

Erneut blicke ich auf das Datum - und meine schlimmsten Befürchtungen bestätigen sich.

1944. Ich hätte es wissen müssen!

Denn 1944 ist genau das Jahr, das das Mädchen in meinem Traum erwähnt hat.

Wir sind im Jahr 1944, und ich bin jetzt 16, das hatte sie gesagt.

Heißt das etwa, sie ist Greta? Auch das würde passen. Ich habe zwar nicht ihren ganzen Namen verstanden, aber der erste Buchstabe war eindeutig ein G. Doch was hat das jetzt zu bedeuten? War dieser Traum etwa eine Zeitreise? Oder besser, ein Zeitentausch? So könnte es gewesen sein. Doch wie komme ich jetzt wieder nach Hause?

„Hermann!“ Die Stimme meiner Mutter reißt mich aus den düsteren Gedanken. „Beeile dich bitte ein bisschen mit dem Frühstück. Du musst doch heute noch nach Friedrichsfeld auf den Markt gehen.“

Moment. Hat sie gerade Friedrichsfeld gesagt? So heißt nämlich unser Nachbarort, also im Jahr 2017 meine ich. Vielleicht bin ich gar nicht so weit weg von zu Hause...

„Ja, ist schon gut, Mutter“, meint er in besänftigendem Tonfall. „Ich bin jetzt fertig.“ Er steht auf, zwinkert mir zu und geht zur Hintertür.

Doch ich bemerke, dass ihm das Laufen schwerfällt. Auch Mutter hat es gesehen und fragt alarmiert: „Hermann, ist alles in Ordnung mit deinem Bein?“

Stimmt, Hermann wurde doch verletzt, als es als Soldat an der Front gekämpft hat.

Von meinem inneren Auge laufen die Erinnerungen wie ein Film ab: Zwei Soldaten in braunen Uniformen, die meinen Bruder abholen; die Tränen, die Mutter und ich vergießen, und die Alfred nur schwer zurückhalten kann. Die Sorgen, die wir uns um ihn, aber auch um unser Einkommen machen. Dann der Brief, in dem stand, dass Hermann von einem Granatensplitter am Bein getroffen wurde und dass er nun nach Hause kommen dürfte. Dann die Heimkehr: Mein Bruder, der auf einer Liege gebracht wird und tagelang nur im Bett liegen oder im Sessel sitzen kann, der kleine Schmerzenslaute beim Wechseln des Verbandes oder im Schlaf ausstößt, weil er solche Schmerzen hat, er, mein großer, starker Bruder!

Wir alle machten uns große Sorgen um ihn, aber immerhin war er am Leben.

Mithilfe von Medizin, Mutters stärkenden Tees und viel Ruhe ist er nun wieder auf den Beinen. Doch jetzt sieht es so aus, als würde ihn seine Verletzung noch immer plagen. Und auch als er nun beteuert, dass das nichts wäre und dass er natürlich nach Friedrichsfeld gehen würde, sieht sein Lächeln aufgesetzt und krampfhaft aus. Ohne groß zu überlegen, sage ich: „Mutter, ich kann doch heute auf den Markt gehen.“ Im nächsten Moment schalt mich mein Georgia-Gewissen: „Du weißt doch gar nicht, wie das geht, was du machen sollst und ob es im Jahr 1944 überhaupt gewöhnlich war, dass auch Mädchen auf den Markt zum Verkaufen gingen!“

Andererseits dürfte das wohl echt nicht schwer sein. Und wenn es tatsächlich so ist, dass ich ab und zu Gretas Gedanken habe, kann mir das vielleicht helfen. Doch Hermann scheint von dieser Idee gar nicht begeistert zu sein. Er schaut mich finster an und sagt: „Nein, ICH gehe. Das ist kein Problem.“ Er will wohl seine Schwäche nicht zugeben. Mutter widerspricht: „Ich finde, das ist gar keine schlechte Idee. Hermann, du musst zugeben, dass es dir immer noch nicht ganz gut geht. Wie willst du denn so“, sie deutet auf sein verletztes Bein, „den ganzen Weg nach Friedrichsfeld und zurück schaffen? Nein, Greta wird für dich gehen. Und wenn du unbedingt etwas tun möchtest, kannst du auch im Garten helfen. Die restlichen Kartoffeln müssen noch geerntet werden.“

Mein Bruder scheint zwar immer noch nicht begeistert von dem Vorschlag zu sein, doch widerwillig stimmt er zu. „Aber ich möchte nicht Gretas Handarbeiten erledigen! Ich glaube, beim Häkeln wäre ich mit meinem Latein am Ende.“

Er grinst und auch Mutter zaubert dies ein winziges Lächeln aufs Gesicht.

„Nein, ich glaube auch nicht, dass das eine gute Idee wäre“, sage ich. „Hinterher stichst du dir mit der Häkelnadel noch ein Auge aus.“ Das bringt beide zum Lachen.

Häkeln kann ich immerhin, das hat mir meine Mutter letzten Winter beigebracht. Falls ich das also später noch machen muss, bräuchte ich Gretas Fähigkeiten nicht unbedingt.

„Also, ich gehe dann los“, sage ich. „Wo sind denn die Sachen, die ich verkaufen soll?“

„Die Ware steht neben der Tür!“, meint Mutter.

Insgeheim frage ich mich, wie sie denn heißt, doch Greta hat sofort den richtigen Gedanken parat: Klara.

Hübscher Name, denkt sich mein Georgia-Gehirn.

„In Ordnung“, entgegne ich und gehe zur Hintertür. Auf der Schwelle drehe ich mich noch einmal um. „Bis später“, sage ich zu Hermann und meiner Mutter.

Die skeptischen Blicke, die sich die beiden zuwerfen, bemerke ich nicht.

## 5. Kapitel

Ich trete aus der Hintertür in die kühle Morgenluft hinaus. Vor mir liegt ein großer Garten, der hauptsächlich zum Anbau von Gemüse genutzt wird.

Außerdem stehen auch ein paar Obstbäume am Zaun. Weiter hinten kann ich Felder und den Waldrand ausmachen. Links gibt es noch einen kleinen Geräteschuppen.

Neben der Tür stehen tatsächlich zwei große Körbe, die randvoll mit Gemüse gefüllt sind. Ich spähe hinein und erkenne Karotten, Rote Beete und auch einige Kürbisse, doch viele Gewächse kann ich gar nicht zuordnen.

Wie soll ich die Körbe denn transportieren? Ich schaue mich nach einem kleinen Wagen oder etwas Ähnlichem um, kann jedoch nichts finden, das mir beim Transport der Ware helfen könnte.

Du musst die Körbe tragen. So etwas wie einen Karren oder ein Fuhrwerk können wir uns nicht leisten. Und Vaters Fahrrad ist deiner Mutter so lieb und teuer, wenn etwas passieren würde, würde sie dir das nie verzeihen.

Probalber hebe ich einen Korb kurz hoch. Dieser ist alleine schon schwer, wie soll ich denn beide auf einmal schaffen?

Den einen tragen die Frauen hier auf dem Kopf. Das ist zwar ein wenig unbequem, aber lange nicht so schlimm, wie wenn du beide in den Händen halten müsstest.

Na, das kann ja lustig werden. Vorsichtig hieve ich mir den Korb auf den Kopf und halte ihn mit einer Hand fest. Ich rechne fast damit, dass er mir sofort wieder herunterkippt, bis mir einfällt, dass Greta das bestimmt können muss und ich es deshalb jetzt ebenfalls kann. Trotzdem stöhne ich auf, als ich den anderen Korb in die Hand nehme, denn beide zusammen sind unglaublich schwer.

„Na los, George!“, ächze ich. „Auf in den Kampf!“

Doch sofort stellt sich die nächste Frage: Wo geht es nach Friedrichsfeld?

Wenn ich Emm besuche, die in Friedrichsfeld wohnt, brauche ich mit dem Bus eine Viertelstunde. Wie lange mag das wohl zu Fuß dauern? Das will ich mir ehrlich gesagt gar nicht vorstellen.

Jetzt muss ich erst einmal den Weg finden. Ich stapfe am Schuppen vorbei. Neben dem Haus führt ein schmaler Weg nach vorne, wo ich die Straße vermute. Doch als ich vorne ankomme, bleibe ich wie angewurzelt stehen. Denn das, was vor mir liegt, hat die Bezeichnung „Straße“ eigentlich nicht verdient: Die Fuhrwerke, die hier anstatt Autos entlangrumpeln, fahren ganz schön holprig, da die Straße sehr hubbelig und unordentlich geteert ist. Außerdem stinkt es fürchterlich. Plötzlich trifft es mich wie ein Faustschlag in den Magen: Dies ist dieselbe Straße,



an der unser Haus im Jahr 2017 liegt! Ich habe keine Zweifel. Das würde also bedeuten, dass Greta in meinem späteren Elternhaus lebt. Ich mustere es. Es sieht anders aus als das Haus, in dem ich aufgewachsen bin. Heruntergekommener, dunkler, ungepflegter.

Ich reiße mich von dem Anblick los und trete durch das quietschende Gartentor hinaus auf die Straße. Es gibt keinen Bürgersteig, also halte ich mich am Rand. Kurz darauf entdecke ich ein Schild. Es hängt schräg am Pfosten und zeigt wohl den Namen der Straße: Hauptstraße, so wie zu Hause auch.

Wenn ich nach Friedrichsfeld will, muss ich erstmal unser Dörfchen verlassen. Und Hauptstraße klingt doch gar nicht schlecht, überlege ich.

Also trotte ich den staubigen Weg entlang. Vorbeifahrende Fuhrwerke wirbeln mir Dreck ins Gesicht und es stinkt, wahrscheinlich von dem Mist, den die Kühe vor den Gefährten fallen lassen.

„Guten Morgen, Greta!“, sagt da eine Stimme und ich blicke überrascht auf. Ein Mann mittleren Alters sitzt auf einem wackeligen Hocker. Er hat eine große Schaufel und einen Eimer in der Hand und sieht ein bisschen gelangweilt aus.

Der Straßenwart Meier. Er sammelt den Kuhmist ein und verteilt ihn an die Leute hier, zum Düngen ihrer Gärten.

„Guten Tag, Herr Meier“, sage ich, etwas unsicher, ob ich alles richtigmache.

„Wie geht es Ihnen?“ Er lacht. „Na, wie soll es schon gehen? So wie immer eben. Ich verrichte nur meine Arbeit. Aber ich bin froh, dass ich anderen Leuten damit etwas Gutes tun kann.“

„Das stimmt“, bestätige ich. „Der ... Mist, den Sie uns immer geben, ist im Garten sehr nützlich.“ Warum bin ich denn so unsicher? Was soll schon groß anders sein an den Unterhaltungen früher?

„Danke schön.“ Herr Meier senkt höflich den Kopf. „Es war schön, mich mit dir unterhalten zu haben, mein Mädchen, aber ich sehe da eine Kuh, die ... na, du weißt schon.“ Ich grinse. „Ja, ja. Ich will Sie auch nicht länger von Ihrer Arbeit abhalten. Schönen Tag noch!“

„Danke, dir auch.“ Er steht auf, winkt mir zu und hastet zu der betreffenden Kuh.

Ich setze meinen Weg fort. Bald erreiche ich den Dorfausgang und halte kurz an, um zu verschnaufen. „Oh je!“, denke ich. „Wie soll ich bloß den ganzen Weg schaffen? Der Korb schneidet mir in die Hände und es kommt mir so vor, als würde er mit jedem Schritt schwerer werden...“

Da macht es auf einmal laut „Muuuh!“ und ich zucke zusammen. „Na, na, du wirst doch keine Angst vor Elsa haben!“, sagt eine tiefe Stimme hinter mir.

Ich drehe mich um und sehe einen Mann, der auf einem Fuhrwerk sitzt und sich offensichtlich köstlich über mich amüsiert. Seine Haut ist wettergegerbt und er hat einen großen Strohhut auf dem Kopf. Vor sein Fuhrwerk ist eine Kuh gespannt, die wohl Elsa heißt.

Das ist der Bauer Haas, schießt es mir durch den Kopf. „Guten Tag, Bauer Haas“, grüße ich. „Sind Sie auch nach Friedrichsfeld unterwegs?“

„Ja“, bestätigt er. „Habe noch Brot und Korn zu verkaufen. Und du?“

„Ich habe Gemüse aus unserem Garten dabei“, antworte ich.

„Sollte nicht der Hermann heute auf den Markt gehen?“, fragt der Bauer.

„Ja, eigentlich schon“, erwidere ich, „aber er hat noch immer Schmerzen, Sie wissen schon, wegen seines Beins.“

Haas nickt verständnisvoll.

„Er will es zwar nicht zugeben“, ergänze ich, „aber Mutter und ich konnten ihn davon überzeugen, zu Hause zu bleiben und lieber Kartoffeln zu ernten. Er hätte diesen langen Weg niemals geschafft.“ Eine kleine Pause entsteht, in der wir beide unseren Gedanken nachhängen. Ich mache mir noch immer Sorgen um Hermann und seine Verletzung. Eine Frage quält mich, seitdem ich diese Erinnerungen von Greta hatte: Wird er jemals wieder richtig laufen können?

Da meldet sich Bauer Haas wieder zu Wort: „Wo wir gerade vom langen Weg sprechen: Möchtest du mit mir mitfahren? Ich bin gerne in anderer Gesellschaft als nur in der meiner Kuh.“ Er zwinkert mir zu.

Dieser Mann ist ein Geschenk des Himmels, denke ich erleichtert. Endlich bin ich die schweren Körbe los. Laut sage ich: „Sehr gerne, vielen Dank für das Angebot!“ Ich will schon nach hinten gehen, da fügt der Bauer noch hinzu:

„Ich hätte allerdings eine Bitte an dich, Greta. Könntest du, wenn Elsa, nun ja... ein Geschäft erledigt, ihren Mist aufsammeln und in diesen Eimer tun?“ Er hält ihn mir hin. „Denn das ist hervorragender Dünger und es wäre schade drum.“ „Natürlich“, antworte ich. „Das mache ich gerne, sozusagen als Gegenleistung. Dann müssen Sie nicht anhalten.“ Erstaunt sieht er mich an.

„Ich muss nicht anhalten? Rennst du mir dann etwa hinterher?“ Er lacht.

„Genau das werde ich tun“, sage ich ernst, „Sie müssen wissen, dass ich eine gute Läuferin bin.“ „Nicht zuletzt vom Fußballspielen“, füge ich in Gedanken hinzu.

„Also gut“, sagt der Bauer noch immer belustigt, „dann steig mal auf.“

## 6. Kapitel

Als ich am Nachmittag nach Hause komme, bin ich total erschöpft von den ganzen neuen Eindrücken und Erfahrungen, die ich gemacht habe.

Zum Beispiel, dass die grünen Kugeln, die aussehen wie Salat, Kohlköpfe sind.

Oder dass damals ein Kilo Butter ungefähr 7,5 Reichsmark, also circa 25 Euro gekostet hat!

Dass hier hauptsächlich die Frauen auf den Markt zum Ein- und Verkaufen gehen. Dass alle einen Korb, hier „Zeine“ genannt, auf dem Kopf transportieren. Und dass man auf dem Markt nahezu alle Lebensmittel einkaufen kann, von selbstgebackenem Brot über Zucker bis zu meinen Kohlköpfen. Ich hatte gute Kundschaft, nach einiger Zeit war alles verkauft und ich konnte selbst von dem verdienten Geld das einkaufen, was auf einem kleinen Zettel stand, den ich auf dem Boden des Korbs gefunden hatte.

Als ich mich dann zum Gehen wandte, traf ich auf dem Platz, wo die Fuhrwerke standen, den Bauer Haas wieder. Auch er war fertig und so konnten wir gemeinsam nach Hause fahren, was mir gar nicht so unrecht war. Allerdings hatte ich auf dem Rückweg das Gefühl, dass Elsa ziemlich oft stehen blieb, um ihr Geschäft zu verrichten. Vielleicht wollte sie mich absichtlich so viel laufen lassen. Als ich ein weiteres Mal mit Schaufel und Eimer dem fahrenden Wagen hinterherrante, dankte ich im Stillen meinen Trainern, die mit uns so viel Ausdauertraining gemacht hatten, denn das kam mir hier sehr zu Gute.

Alles in Allem war ich bestimmt über fünf Stunden weg gewesen und obwohl ich den größten Teil der Strecke über hinten auf dem Karren von Bauer Haas gesessen hatte, schmerzen meine Glieder und eigentlich will ich nur eins: hinlegen und ausruhen.

Doch als ich meiner Mutter die Einkäufe und das Restgeld übergebe, wirft sie einen kurzen Blick darauf und beauftragt mich sogleich, die von Hermann geernteten Kartoffeln zu schälen, zu waschen und klein zu schneiden. Innerlich stöhne ich auf, womit habe ich das nur verdient? Doch ich gehe meiner Arbeit ohne zu murren nach und als ich nach endlos vielen Kartoffeln schließlich den rostigen Kartoffelschäler zur Seite lege, gönnt Mutter mir eine kleine Pause, in der ich etwas essen kann. Auch Hermann und Alfred gesellen sich zu uns in die Küche. Doch erst als Alfred von seinem Schultag erzählt, fällt mir auf, dass ich heute ja gar nicht in der Schule war!

Verdammt! Ich hoffe, ich bekomme keinen Verweis. Doch hätte Mutter nicht etwas sagen müssen? Hätte sie mich nicht in die Schule schicken müssen? Ich will schon nachfragen, da meldet sich Gretas Stimme in meinem Kopf: „Mädchen in deinem Alter dürfen nur noch in ganz seltenen Fällen in die Schule gehen. Deinem Bruder ist es vergönnt, aber du musst zu Hause bleiben und helfen.“

Wie unfair ist das denn! Ich ziehe scharf die Luft ein – und prompt schauen mich alle an.

„Was ist?“, fragt Alfred mit vollem Mund. Mutter tadelt ihn sofort.

„Ich ... äh ... ich muss mal.“ Hastig stehe ich auf. Doch da bemerke ich, dass ich gar nicht weiß, wo hier die Toilette ist. Sofort kommt Greta mir zu Hilfe: Das Plumpsklo ist hinter dem Schuppen. Plumpsklo? Oh nein!

Als ich wieder in die Küche komme, sitzt nur noch Alfred am Tisch. Ich setze mich zu ihm und aus seinen wunderschönen grünen Augen schaut er mich mit einer Mischung aus Neugierde und Besorgnis an. „Ist wirklich alles in Ordnung mit dir?“ Gespielt verdrehe ich die Augen. „Fred, das hast du mich heute Morgen schon gefragt.“ Fred. Dieser Spitzname gefällt mir. Er passt zu ihm.

„Ja, stimmt“, sagt er, „aber... ich weiß nicht... du bist heute so komisch. Erst fragst du, wer ich bin, dann dieser Satzanfang „Ich bin nicht...“ und gerade eben dieses Geräusch – vielleicht bilde ich mir das nur ein, aber irgendwie habe ich das Gefühl, dass dich etwas bedrückt.“

Das bildest du dir nicht nur ein, Fredi, aber ich kann dir ja wohl kaum eröffnen, dass ich gar nicht deine Schwester bin. Also irgendwie schon, aber die Seele deiner Schwester bin ich nicht. In der Seele bin ich Georgia.

„Ich... habe einfach schlecht geschlafen“, murmele ich und hoffe, dass ihm das genügt. Doch anscheinend nicht. Mit schief gelegtem Kopf schaut er mich an.

Nach einer kurzen Zeit des Schweigens fragt er mit gedämpfter Stimme:

„Du bist immer noch bedrückt darüber, dass du nicht mehr zur Schule gehen darfst, richtig?“

Ich zögere, aber dann nicke ich leicht.

Er schaut mich verständnisvoll an, aber ich kann noch etwas anderes in seinem Blick erkennen: bedingungslose geschwisterliche Zuneigung. Mir wird ganz warm ums Herz.

„Ich weiß, dass das schwer für dich ist“, fährt mein Bruder fort, „und ich kenne kein Mädchen, das die Aufnahme an das Gymnasium mehr verdient hätte als du. Du bist so fleißig und klug!“

Nach einer kleinen Pause fügt er leise hinzu: „Aber das sind nun mal die Vorschriften.“

Einen Moment sagt keiner von uns beiden etwas. Dann richtet Fred sich auf und sagt mit weicher Stimme: „Gretchen, wenn du irgendetwas auf dem Herzen hast und es loswerden willst, kannst du dich immer an mich wenden, hörst du, immer. Egal, ob es mitten in der Nacht ist. Denn dafür sind Zwillinge doch da, dafür haben sie sich: Um sich gegenseitig zu vertrauen, um füreinander da zu sein.“

Wir sind Zwillinge?! Ach du meine Güte! Das muss ich erst einmal verdauen. Doch dann lächele ich. „Danke, Fred, danke. Ich ... ich hab dich lieb.“

„Ich dich auch, Gretchen, ich dich auch.“ Und als er mich sanft in den Arm nimmt, fühle ich mich so geborgen und glücklich, dass mir selbst der Name „Gretchen“ nichts mehr ausmacht.

## 7. Kapitel

Die Tage ziehen ins Land. Ich gewöhne mich langsam an den harten Alltag und mittlerweile macht es mir nichts mehr aus, an einem Tag im Garten und in der Küche zu helfen, zu häkeln und zu stricken. Ich gewöhne mich auch an die harte Matratze und daran, in einer Familie mit Geschwistern zu leben. Auch wenn ich meine Eltern und Emm sehr vermisse, ist es leichter zu ertragen, da ich stattdessen die Erfahrung von Geschwisterliebe und gegenseitiger Unterstützung mache. Es ist ein komplett neues Gefühl, das ich nicht kenne, das ich aber umso mehr genieße und meinen Brüdern auch entgegenbringe.

Eines frühen Morgens, den ich genauso begonnen habe wie alle anderen (früh aufstehen, schlaftrunken aus dem Bett krabbeln und mich umziehen), sitze ich gerade am Frühstückstisch, als etwas passieren soll, das „mein“ ganzes Leben auf den Kopf stellen wird. Doch davon ahne ich zunächst nichts. Ich sitze also alleine am Tisch, die anderen sind gerade nicht in der Küche, als es laut an der Tür klopft. Zuerst bleibe ich sitzen. „Vielleicht geht Mutter und öffnet“, denke ich. Doch keiner macht auf, jemand hämmert an die Tür und ruft: „Aufmachen! Sofort aufmachen!“

„Ja, ja, immer mit der Ruhe“, brumme ich, gehe rasch zur Tür und öffne sie. Vor mir stehen zwei Männer in braunen Uniformen. Sie tragen schwarze Mützen und schwarze Stiefel, die bis knapp unter die Knie reichen. Doch das ist es nicht, was mir das Blut in den Adern gefrieren lässt. Es ist der Ausdruck in ihren Augen: kalt und herzlos. Außerdem kommen Gretas Erinnerungen an

die Uniformierten, die Hermann mitnahmen, wieder in mir hoch und ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. Sind sie gekommen, um ihn zur Armee zurückzuholen?

„Na Mädchen, möchtest du uns nicht grüßen, wie es sich gehört?“, fragt mich der eine und ich zucke zusammen. Was meint er denn mit Gruß, denke ich.

„Du musst sie mit dem Hitler-Gruß empfangen.“

Ich erstarre. Niemals werde ich das tun! Dieser Mann hat einen Weltkrieg angefangen und er wird eine ganze Nation ins Unglück stürzen. Er ist wahnsinnig, niemals werde ich ihn grüßen!

Doch die Stimme klingt nun flehend:

„Sag es! Sag ‚Heil Hitler‘, oder du bist in Schwierigkeiten!“

Nein, ich werde das nicht tun, denke ich energisch. Die Stimme widerspricht mir nicht mehr.

Stattdessen beugt sich der Soldat zu mir vor und zischt: „Wird's bald? Oder soll ich...“ Ich hätte gern gewusst, was er sonst gemacht hätte, aber sein Begleiter zieht ihn zurück und sagt:

„Lass sie doch. Sie ist nur ein dummes Mädchen. Verschwende doch keine Zeit an sie.“ Er lacht und sein Kollege stimmt gehässig mit ein. „Stimmt. Sie ist nur ein dummes Mädchen“, sagt er und ich muss mich beherrschen, um ihm nicht eine zu scheuern.

„Also“, sagt der eine Soldat, als er sich wieder beruhigt hat. „Wir haben einen Befehl auszuführen.“ Er stellt sich aufrecht hin und fragt: „Sind wir hier richtig bei der Familie Bühler?“

In diesem Moment fällt mir auf, dass ich Gretas Nachnamen gar nicht kenne.

Ja, flüstert Greta, sie klingt traurig. Unser Nachname ist Bühler.

„Ja, Sie sind richtig“, antworte ich mit einem Kloß im Hals. Doch eigentlich hätte ich seine Frage am liebsten verneint.

## 8. Kapitel

„Ist deine Mutter zu sprechen?“, fragt der andere Soldat und schaut mich vielsagend an.

Er weiß, dass fast alle Väter im Krieg sind, denke ich und diese Tatsache macht mich unglaublich wütend.

„Ja“, sage ich gepresst. Jetzt bloß nicht ausflippen, George, ermahne ich mich in Gedanken und fahre mit zuckersüßer Stimme fort: „Einen Moment, bitte. Ich hole sie. Sie warten am besten hier draußen.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, drehe ich mich um und stapfe zurück in die Küche.

„Mutter“, sage ich tonlos und sie dreht sich erschrocken um. „Was ist los?“, fragt sie besorgt, als sie mein bleiches Gesicht bemerkt. „Da sind zwei Soldaten an der Tür“, sage ich, „sie möchten dich sprechen.“ „Oh nein“, flüstert Mutter und wird blass. „Was wollen die bloß?“

Ich zucke mit den Schultern, doch sie läuft schon zur Tür. Eigentlich will ich gar nicht wissen, was diese zwei Typen wollen, doch ich folge ihr trotzdem. „Guten Tag, Frau Bühler“, sagt der eine.

„Wir sind hier wegen Ihres Sohnes ...“ Mutter unterbricht ihn: „Hermann? Aber er ist immer noch verletzt! Er kann auf keinen Fall kämpfen, das würde ihn umbringen.“ „Es geht auch nicht um Hermann“, erklärt der Soldat höflich, aber bestimmt. „Es geht um den jüngeren, um Alfred.“

Ich habe das Gefühl, als bekäme ich keine Luft mehr.

Was wollen sie? Was wollen sie von meinem Bruder?

Ich muss husten und die Männer sehen mich komisch an. Der, der gerade die Hiobsbotschaft verkündet hat, räuspert sich und fährt fort: „Alfred Bühler wird eine große Ehre zuteil. Er ist auserwählt, für sein Volk und den Führer zu kämpfen und gemeinsam mit seinen Kameraden den wohlverdienten Endsieg zu erringen. Ist er denn gerade zu Hause?“

Mutter und ich stehen da wie vom Donner gerührt. Alfred muss zur Armee? Er muss kämpfen, und, wenn es sein muss, sein Leben für den verrückten „Führer“ lassen? Womit hat er das verdient?

„Aber ...“, stammele ich, „ist er denn nicht zu jung, um ...?“ Meine Stimme bricht, ich wage es nicht, den Satz zu Ende zu führen.

... um zu kämpfen und zu sterben?

„Nein!“, sagt der Soldat barsch, „um seinem Vaterland zu dienen, ist man nie zu jung.“

„Aber er ist doch erst sechzehn!“, ruft Mutter und ich kann hören, dass sie den Tränen nah ist. „Die Altersbeschränkung der Armeezulässigkeit wurde auf 16 herabgesetzt“, erwidert der Uniformierte knapp und verzieht trotz der Ungeheuerlichkeit keine Miene. „Ihr Sohn kann sich glücklich schätzen, mit dem Volkssturm für sein Volk in den Krieg zu ziehen!“

„16 Jahre“, flüstert Mutter mit Tränen in den Augen und starrt ins Leere. „Das ist unmenschlich. Das ist einfach nur unmenschlich. Wir sind Mörder!“

Ich ziehe scharf die Luft ein, die Soldaten sehen gleichermaßen erschrocken aus. „Meine Dame“, sagt der eine mit gefährlich leiser Stimme und tritt nah an Mutter heran. „Das, was Sie da von sich gegeben haben, war noch an der Grenze zur Regimefeindlichkeit. Dieses eine Mal haben wir nichts gehört, doch Sie sollten sich hüten, noch einmal etwas gegen den Staat zu sagen, sonst könnte Sie das teuer zu stehen kommen.“ Der letzte Satz hängt bedrohlich in der Luft. Ich trete näher an Mutter heran, doch der Soldat lässt von ihr ab und fragt erneut: „Ist Alfred zu sprechen?“

„Ich hole ihn“, flüstert Mutter ergeben. Sie hat jeglichen Widerstand aufgegeben. „Einen Moment, bitte“, hält der Soldat sie zurück. „Sie haben zehn Minuten, um ihn zu informieren und seine Sachen zu packen.“ Er zieht einen braunen Militärrucksack hervor, auf dessen Vorderseite das Hakenkreuz prangt.

Ich reiße ihm das grässliche Teil aus der Hand und folge Mutter ins Haus. Die Soldaten entfernen sich. Wahrscheinlich, um uns wenigstens ein bisschen Privatsphäre zu gönnen, denke ich verächtlich. Oder sie sind schwach und können es nicht ertragen, Frauen weinen zu hören!

Um meiner Wut, meiner Verzweiflung und allen anderen Gefühlen, die in mir toben, Ausdruck zu verleihen, knalle ich die Haustür laut hinter mir zu.

## 9. Kapitel

„Fred!“ Auch meiner Mutter ist ihre Verzweiflung und die Hilflosigkeit anzuhören.

„Fred, komm her! Hermann, du auch!“ Was sonst stets wie ein Befehl klang, unter das mischen sich nun Tränen.

Als wir in der Küche stehen, kommen die beiden gerade angerannt, Hermann aus dem Garten, Fred aus unserem Zimmer. Ob er wohl etwas ahnt?

Meine Brüder sehen erschrocken aus, als sie uns sehen, Mutter mit Tränen in den Augen, mich mit einem wütenden und zugleich einfach nur verzweifelten Gesichtsausdruck.

„Was ist los?“, fragen sie gleichzeitig. „Ach... es ist so ... oh Fredi!“, schluchzt Mutter und wirft sich ihm um den Hals. Meine Brüder schauen sich ratlos an, und Fred tätschelt Mutter beruhigend den Rücken.

„Fred muss zur Armee“, erkläre ich, auch meine Stimme klingt wackelig.

„Waaaas?“ Hermann schaut von mir zu Mutter, dann zu Fred, der trotz dieser schrecklichen Nachricht von uns allen am gefasstesten wirkt, und wieder zu mir. „Aber... das... das kann nicht sein!“ „Die Altersbeschränkung der Armeezulässigkeit wurde auf 16 herabgesetzt“, wiederhole ich das, was der Soldat uns bereits erklärt hatte.

„Das heißt ja...“, stottert Hermann, und ich führe seinen Satz mit zitternder Stimme zu Ende:

„Das heißt, dass... dass Fred uns in zehn Minuten verlassen wird. Hier!“ Ich reiche ihm den Rucksack, vermeide es aber, ihm in die Augen zu schauen.

„Da sollst du deine Sachen reinpacken.“ Fred nickt nur und geht ins Schlafzimmer, während wir wie gelähmt in der Küche zurückbleiben und uns damit abzufinden versuchen. Leicht fällt es niemandem: Mutter weint leise, Hermann blickt ins Leere und ich ... ja, ich weiß überhaupt nicht, was ich tun soll, was ich fühlen soll. Wenn ich mich meinen Gefühlen hingeben würde, würde ich einfach nur weinen, aber ich versuche, mich zusammenzureißen. Ich muss das tun, ihm zuliebe. Ich muss jetzt stark sein.

„Greta“, ruft da mein Bruder, „komm mal her, bitte!“

Ich renne fast zu ihm. Viel hat er nicht eingepackt, nur eine Ersatzgarnitur und Vaters Taschenmesser. „Setz dich zu mir“, bittet er leise und ich hocke mich neben ihn auf den Boden.

Einen Moment lang hängen wir einfach nur unseren Gedanken nach, dann sagt Fred: „Hier, ich habe etwas für dich, Greta.“

Er öffnet seine Hand und dort liegt eine Kette. Zumindest sieht es so aus, ein langes Lederband, an dem eine einzelne weiße Feder hängt. „Darf ich sie dir umhängen?“, fragt mein Bruder, ich nicke zur Antwort, weil ich so gerührt bin.

„Ich habe sie selbst gemacht“, beginnt Fred, „das Band habe ich getauscht, gegen zwei Kilo von mir gepflückter Äpfel, das war eine ganz schöne Arbeit.“ Er zwinkert mir zu. „Und die Feder ist aus unserem Gänsestall. Gefällt sie dir?“

Ich weiß nicht genau, ob er die Kette oder die Feder meint, doch ich nicke.

„Sie ist wunderschön!“, flüstere ich. „Aber warum schenkst du mir so etwas? ICH gehe doch nicht. Und du hast sicher gerade andere Dinge im Kopf.“

Er nickt leicht. „Das ist wahr. Aber ... ich habe etwas geahnt. Ich ahnte, dass sie bald kommen, und mich holen würden.“ Ich schnappe nach Luft. „Aber woher ...?“

„Vor Kurzem kam im Radio etwas darüber, von wegen, der Führer brauche noch mehr starke Kämpfer, und deshalb habe er den sogenannten Volkssturm ins Leben gerufen ...“

„Volkssturm!“ Mir wird eiskalt und der Vortrag von Herrn Peters kommt mir wieder in den Sinn:

„Hitler ließ alle Männer für sich kämpfen, jeder, der in der Lage dazu war, ein Gewehr zu halten. Alle Kräfte wurden mobilisiert, doch das Land war bereits geschlagen...“

Das heißt, dass Deutschland bereits am Ende ist. Vielleicht wird Fred das Ganze überstehen. Er ist tapfer und zäh.

Ein Fünkchen Hoffnung keimt in mir auf, doch mein Bruder holt mich zurück in die Realität:

„Ich wusste schon länger, dass nun alle Männer ab 16 Jahren kämpfen müssen, und ich habe mich darauf vorbereitet, eines Tages ebenfalls an der Reihe zu sein. Ich wünschte nur, dass ich es für euch erträglicher machen könnte.“

„Oh Fred“, flüstere ich und umarme ihn fest. „Ich werde dich so vermissen. Und Mutter und Hermann ebenso. Was sollen wir nur ohne dich machen?“

„Ich werde euch auch vermissen“, murmelt er in meine Haare, dann hält er mich von sich, schaut mich ernst an und sagt: „Aber am meisten werde ich dich vermissen, Greta. Ich habe Mutter, Vater und Hermann sehr lieb, doch du warst mir stets die Liebste. Ich liebe dich, Greta, als Schwester, und ich werde dich immer lieben, was immer geschieht, hörst du? Und auch falls ich ...“, er schluckt. „... falls ich ... sterben sollte, vergiss das nicht. Und lächle! Ich liebe dein Lächeln, es ist so strahlend und hübsch. Hör nie auf zu lächeln.“

Und ich lächele. Ich lächele mein schönstes Lächeln für meinen Bruder. Für einen Moment kann ich alles ausblenden: Die Soldaten, die Einberufung, alles.

Es gibt nur noch Fred und mich. „Ja“, sage ich leise. „Aber du auch nicht. Lass dich nicht unterkriegen. Du bist stark und klug, ich glaube an dich. Und vielleicht ist der Krieg bald vorüber und du kannst wieder zurückkommen.“

„Vielleicht“, erwidert er und nimmt mich ein letztes Mal in den Arm.

## 10. Kapitel

„Greta! Greta!“ Ich stehe noch immer in der Tür, obwohl die Soldaten mit Fred längst aus meinem Sichtfeld verschwunden sind. Auf einmal kommt ein blondes Mädchen den Weg zu unserem Haus entlang gerannt.

Ihre Zöpfe wippen hin und her und ihr Rock flattert im Wind.

Oh, das ist ja Luise. Sie ist Kriegsflüchtling aus Köln, lebt seit drei Jahren bei uns im Dorf und ist meine beste Freundin.

Als sie bei mir angekommen ist, umarmt sie mich stürmisch.

„Hallo, Luise“, murmele ich kraftlos.

Sie schaut mich mitfühlend an. „Ich habe deinen Bruder gesehen, in Begleitung zweier Soldaten. Ist Fred jetzt auch einberufen worden?“

Und als sie seinen Namen ausspricht, brechen alle meine Dämme, und ich fange an zu weinen.

„Sch...“, versucht Luise mich zu beruhigen, weil das aber nichts nützt, zieht sie mich nach hinten in den Garten.

Warum? Warum ausgerechnet er? Fred, mein heiß geliebter Zwillingenbruder!

Er, mit dem ich mein ganzes Leben geteilt habe. Er, der zwei winzige Minuten jünger ist als ich, der sich aber stets wie der Ältere aufführte. Er, der uns alle zum Lachen brachte. Warum nimmt man uns ausgerechnet ihn weg? Kennen die denn keine Gefühle, keine Liebe da draußen?

So sitzen wir eine lange Zeit unter einem Apfelbaum, ich hemmungslos weinend, und Luise, die geduldig wartet und mir sanft über den Rücken streichelt.

Ich frage mich, wie ich jemals irgendwo hingehen soll, ohne an ihn zu denken. Beinahe jeder Ort ist ein Ort unserer Kindheit, der mit einer Erinnerung verknüpft ist.

Der Gänsestall, zum Beispiel: Als wir fünf Jahre alt gewesen waren, wollten wir trotz Mutters Verbot einmal die Gänse besuchen. Wir schlichen uns in den Stall und ich war total begeistert von den Tieren, sodass ich eine der Gänse streichelte. Die fand das aber gar nicht toll und biss mir in die Hand. Ich rannte schreiend zu Mutter, die uns bestrafte, weil wir ohne Erlaubnis in den Stall gegangen waren.

Oder der Apfelbaum, unter dem wir sitzen: Fred behauptete, dass er viel höher klettern könnte als ich. Also machten wir ein Wettklettern. Fred war schon ein ganzes Stück höher als ich im Baum, da brach der Ast unter ihm ab und er krachte zu Boden, wobei er sich den Arm brach. Natürlich handelten wir uns auch für diese Aktion eine saftige Strafe ein – und Fred musste eine ganze Weile mit einer Schiene am Arm herumlaufen.

Ja, als Kinder haben wir oft zusammen Unfug getrieben. Aber wir konnten auch friedlich miteinander spielen, in unserem Baumhaus beispielsweise.

Vater hatte es gebaut und eine Zeit lang waren wir nur dort oben, haben dort gegessen und einmal sogar in dem Apfelbaum übernachtet.

Im Dorf kannte uns jeder: „Ach, sieh an, die Bühler-Zwillinge!“, sagte man lächelnd, wenn wir vorbeiliefen.

Allmählich beruhige ich mich, auch wenn der Schmerz in meiner Brust bleibt.

„Geht es wieder?“, fragt Luise und sieht mich sorgenvoll an. „Ja“, antworte ich, „einigermaßen. Danke, Luise!“ Sie lächelt. „Dafür sind Freundinnen doch da“, sagt sie und ich nicke.

Dann scheint ihr etwas einzufallen, sie kramt in ihrer Schürzentasche und zieht ein in Leder eingebundenes Büchlein hervor. Es sieht neu und ungebraucht aus, und ich entziffere das Wort auf seinem Deckel: „Tagebuch.“

Luise nickt. „Ich habe es von meiner Großmutter geschenkt bekommen, ich glaube aber, dass du es gerade dringender nötig hast als ich.“

Ich starre das kleine Buch an. „Tagebuch?“, denke ich. „Was soll ich denn damit?“

Zu Hause kann ich auch nichts damit anfangen, ich dachte immer, ein Tagebuch sei etwas für Gefühlsduselige, so wie Emm.

„Und wie mache ich das?“, frage ich vorsichtig. „Ich meine, ich habe noch nie ein Tagebuch geführt...“ „Du kannst alles hier reinschreiben. Was dich bedrückt, was dich bewegt, was du erlebt hast. Es hilft ungemein, seinen Kummer loszuwerden, oder zumindest aufzuschreiben. Danach fühlt man sich gleich viel besser“, erklärt Luise.

„Hast du das auf deiner Flucht auch gemacht?“, will ich wissen.

„Ja, habe ich“, erwidert sie, „und mir hat es wirklich geholfen. Mit jemandem reden geht natürlich auch, aber über manches möchte man nicht reden.“

Sie schaut mich vielsagend an und ich nicke.

„Trotzdem“, ergänzt sie, „kannst du immer zu mir kommen, wenn du dir etwas von der Seele reden möchtest.“

„Danke“, sage ich und umarme sie. „Du bist die beste Freundin, die man sich nur wünschen kann.“

Komisch, dieser Satz erinnert mich irgendwie an Zuhause...

## 11. Kapitel

*Liebes Tagebuch,*

*ich weiß nicht genau, ob ich das hier richtig mache, es ist das erste Mal, dass ich Tagebuch führe. Luise hat es mir geschenkt, sie ist so eine Liebe.*

*Sie hat mir geraten, meine Sorgen hier niederzuschreiben, also tue ich das jetzt.*

*Heute wurde mein Bruder abgeholt. Es ist so schrecklich für uns alle, weil wir dachten, dass nach Vater und Hermann wenigstens er verschont bleiben würde. Was sollen wir, was soll ICH bloß ohne ihn machen? Außerdem mache ich mir große Sorgen um ihn. Er hat keinerlei Ausbildung. Was ist, wenn er gerade in diesem Moment erschossen wird? Werde ich je wieder glücklich sein können?*

Ich schaue auf. Soll ich noch etwas hinzufügen? Nein, für heute reicht es, finde ich.

Ich sitze am Küchentisch, im Schein einer Kerze, und schreibe diese Zeilen in Gretas wunderschön geschwungener Handschrift nieder. Luise hatte Recht: Ein bisschen besser geht es mir nun wirklich.

Ich gähne. Es ist schon spät, Mutter und Hermann sind bereits zu Bett gegangen. Leise, so gut es die knarrenden Dielen eben zulassen, schleiche ich ins Schlafzimmer. Umgezogen bin ich schon, also lege ich das Tagebuch neben mein Bett und schlüpfe unter die Decke, an deren Kratzen ich jetzt langsam gewöhnt bin. Wie lange ich nun schon hier bin? Und was erlebt Greta gerade in meinem Körper? Ob sie gut zurechtkommt? Vielleicht hat sie auch manchmal meine Gedanken, die ihr helfen, den ganz anderen Alltag zu überstehen.

Das sind meine letzten Gedanken, bevor ich einschlafe.

Am nächsten Morgen wache ich auf und irgendetwas ist anders. Neben mir liegt gar niemand...

Doch als ich die Kette um meinen Hals spüre, fällt mir alles wieder ein.

Die Soldaten, die Einberufung und dass Fred ab jetzt „für sein Vaterland“ kämpft. Schon habe ich weniger Lust, aufzustehen.

*Liebes Tagebuch,*

*wir alle sind noch sehr mitgenommen davon, was passiert ist. Auch wenn es bereits ein paar Tage her ist, dass die Soldaten vor der Tür standen, können wir es kaum fassen. Die Mahlzeiten, die Mutter, Hermann und ich gemeinsam einnehmen, verlaufen oft schweigsam, und man redet nur das Nötigste. Hermann starrt die ganze Zeit trübsinnig vor sich hin und auch wenn Mutter es nicht zugibt, höre ich jede Nacht, wie sie im Schlaf leise weint. Ich würde sie so gerne trösten, doch ich weiß, dass nichts sie trösten wird. Das war bei Hermanns Einberufung auch so, und nicht einmal Fred hat es damals geschafft, sie aufzumuntern.*

*Ach Fred! Du fehlst uns so sehr!*

In einer Gewitternacht schrecke ich schweißgebadet hoch. Freds Einberufung ist mittlerweile eine Woche her. Ich hatte gerade einen schrecklichen Albtraum.

Ich stand auf einem Schlachtfeld. Zumindest vermute ich das, ich habe ja vorher noch nie eines gesehen. Überall lagen kaputte Waffen und Tote herum und Blut befleckte den Boden. In weiterer Entfernung waren einige Krater in der Erde, die wahrscheinlich von Granaten stammten.

Da tauchte aus dem Dunst, der wie Nebel in der Luft lag, Fred auf. Seine Kleidung ähnelte der der Soldaten, die ihn abholten: braune Uniform, schwarze Stiefel und Hakenkreuz-Binde am Oberarm. Er lächelte mich an, doch dann verdüsterte sich sein Gesicht.

„Es ist hier zu gefährlich für dich. Du solltest nicht hier sein.“ Plötzlich knallte es laut hinter ihm und Funken stoben auf. Erschrocken drehte Fred sich um.

„Alfred!“, brüllte jemand. Dieser drehte sich erneut zu mir um.



„Lauf weg, Greta!“, rief er mit bleichem Gesicht. „Lauf weg!“ Dann wirbelte er herum und rannte von mir weg, mitten in den Rauch und Lärm hinein.

„Nein!“, rief ich ihm hinterher. „Fred, bleib bei mir!“ Doch er hörte mich nicht mehr. Erneut gab es einen ohrenbetäubenden Knall, danach war alles ruhig. Unheimlich ruhig. Ich sank auf die Knie und bedeckte mein Gesicht mit den Händen. Ich hätte es nicht ertragen, Freds Leichnam auf dem Boden liegen zu sehen. Dann war ich aufgewacht.

Was sollte dieser Traum denn bedeuten? Hatte er mir etwa Freds Tod gezeigt? War das die Realität gewesen? Ich bete, dass es nicht so ist, und dass mein Bruder noch am Leben ist. Dann schlafe ich wieder ein.

## 12. Kapitel

*Liebes Tagebuch,*

*in letzter Zeit habe ich öfters diesen Albtraum von Freds Tod. Immer wache ich schweißgebadet und mit klopfendem Herzen auf und denke, dass er jetzt gestorben ist. Aber bisher ist noch kein Brief oder Ähnliches angekommen, das uns bestätigt, dass mein Bruder wirklich tot ist. Und wenn ich das jede Nacht träume, dann ist es vielleicht gar nicht so, dass er wirklich auf diese Art gestorben ist. Aber natürlich mache ich mir Sorgen.*

*Auch um Mutter. Seit zwei Wochen, also seit Fred abgeholt wurde, hat sie kein einziges Mal gelacht oder gelächelt. Wird sie jemals wieder die alte sein?*

*Ich bin sehr dankbar, dass es Luise gibt. Wenn wir beide einmal ein bisschen freie Zeit haben, besuchen wir uns und sie versteht sich gut darin, mich abzulenken und auf andere Gedanken zu bringen. So, ich muss schließen, habe noch einen Pullover für Herrn Meier fertig zu stricken...*

*Liebes Tagebuch,*

*Drei Wochen ist es nun her, dass sie uns Fred genommen haben, und noch immer ist kein Brief und keine Meldung bei uns eingegangen. Ist das nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen? Er scheint noch am Leben zu sein, sonst hätte man uns benachrichtigen lassen. Aber anscheinend hat er viel zu tun, sonst hätte er uns doch einmal geschrieben, oder? Oder darf man von der Front aus keine Briefe schreiben? Ich werde einmal Hermann fragen, wie das bei ihm war...*

*Oder, halt! Ich weiß noch, dass er uns geschrieben hat, dass es ihm gut gehe, dass er aber wenig Zeit habe und uns deshalb nicht so oft schreiben könne. Vielleicht ist das bei Fred genauso ... Ich hoffe es! Aber natürlich würde ich mich wahnsinnig über einen Brief von ihm freuen.*

In dieser Nacht habe ich erneut den Traum, den ich seit einiger Zeit jede Nacht träume.

Ich sehe Fred auf dem Schlachtfeld, höre den Knall, doch dann, als in den vorherigen Träumen immer die Stelle mit „Lauf weg, Greta! Lauf weg!“ kam, schaut Fred mich nur verdattert an und scheint den Mann, der ihn gerufen hat, völlig vergessen zu haben.

Mein Bruder macht den Mund auf, doch es kommt nur ein verwundertes „Äh...“ heraus.

„Was ist denn, Fred?“, frage ich ebenfalls verwundert.

„Greta“, sagt er langsam, „da... da steht jemand hinter dir.“ Überrascht drehe ich mich um und sehe... mich! Also, wahrscheinlich eher Greta in meinem blauen Norwegerpullover und in meiner Lieblingsjeans. Sie grinst mich an. „Hallo, George! So heißt du doch, oder?“

Ich nicke heftig. George! Endlich!

Und ich falle ihr um den Hals, weil ich so glücklich bin. Endlich darf ich wieder nach Hause!

Oder? Das müsste dieser Traum doch bedeuten. Es ist so wie beim ersten Zeitentausch. Nur, dass es dieses Mal in die andere Richtung geht. Sie und ich. Wir beide dürfen jetzt nach Hause. Wir schon, nur Fred nicht. Fred! Ich wirbele zu ihm herum und falle ihm ebenfalls um den Hals.

Als ich loslasse, steht ihm das große Fragezeichen förmlich ins Gesicht geschrieben. Greta und ich sehen uns an und prusten los.

„Würdet ihr mich bitte darüber aufklären, was hier genau los ist?“, fragt Fred. „Oder bin ich betrunken und sehe alles doppelt?“ Ich kichere. „Nein, Fred! Es ist nur so ... es ist schwierig zu erklären. Jedenfalls bin ich nicht deine Schwester. Also ... irgendwie schon. Und irgendwie auch nicht.“ Greta ergreift das Wort: „Georgia, so heißt sie eigentlich, und ich haben ... getauscht. Also Körper getauscht. Seit ungefähr drei Wochen lebt meine Seele quasi in Georgias Körper und Georgias Seele in meinem. Doch jetzt hoffe ich, dass ich wieder zurück kann. Im Jahr 2017 ist nämlich alles sehr kompliziert.“

„2017?“ Fred schnappt nach Luft. „Das ist ja ... in der Zukunft!“

„Oder 1944 in der Vergangenheit“, halte ich dagegen. „Es kommt auf die Perspektive an.“

„Das stimmt“, sagt Greta. „Aber, was ist das denn hier, Fred? Was soll das?“

Wir beide sehen weg. Keiner von uns will ihr die Wahrheit sagen. Greta stemmt ihre Hände in die Hüften. „Alfred Bühler! Ich möchte jetzt sofort wissen, was das hier zu bedeuten hat.“

Doch Fred weicht ihrem fordernden Blick aus. Ich seufze.

„Greta, ich glaube, das musst du selbst herausfinden. Ich habe, als du weg warst, von Luise ein Tagebuch geschenkt bekommen. Es liegt neben meinem ... äh, neben deinem Bett. Lies dort nach. Aber mach dich auf etwas nicht allzu Leichtes gefasst. Und falls du Luise einmal von dem Zeitentausch erzählen solltest, sag ihr Grüße und vielen, vielen Dank von mir. Sie ist eine tolle Freundin.“ Greta sieht zwar aus, als wolle sie nachbohren, doch sie lässt es nun auf sich beruhen.

Fred sieht mich an. „Ich habe gar nicht bemerkt, dass du eigentlich nicht meine Schwester warst. Es hat sich so wie immer angefühlt. Gut, am ersten Tag warst du ein bisschen seltsam, da habe ich schon geahnt, dass irgendetwas nicht stimmt. Aber danach hast du dich wie immer verhalten und meine Bedenken waren weg. Ich danke dir für deine Unterstützung, Georgia.“

Ich lächele ihn traurig an. „So etwas macht man doch für seine Geschwister, oder?“

Und eigentlich wollte ich ihm so viel mehr sagen als das. Doch als er mich umarmt, verschwindet das Bild auch schon. Das, was ich zuletzt höre, ist ein geflüstertes „Ich liebe dich.“

### 13. Kapitel

Beim Aufwachen spüre ich sofort, dass ich nun Zuhause bin. Es fühlt sich gut an, endlich wieder in einem gescheiterten Bett zu liegen. Ich schlage die Augen auf. Ja, das hier ist wirklich Zuhause. Sofort schaue ich auf meinen Wecker. Samstag. Es ist Samstag. Ich muss heute nicht zur Schule.

Und auf einmal flutet eine ganze Welle von Erinnerungen an die letzten drei Wochen auf mich ein.

Das Date von Emm und Dario war wohl ein voller Erfolg. Sie sind nun ein Paar.

Ich grinse. Wie schön! Ich freue mich echt für sie.

Greta hat wohl auch einige Klassenarbeiten „für mich“ geschrieben. Na, da bin ich ja gespannt, wie die ausfallen werden. Andererseits hat Fred ja gesagt, dass ich, pardon, dass sie klug wäre. Mal sehen. Ansonsten ist wohl nicht viel passiert. Aber es war bestimmt nicht leicht, sich in der Zukunft zurechtzufinden, mit der ganzen neuen Technik, den anderen Klamotten (bestimmt komisch für sie, als Mädchen eine Hose zu tragen) und, und, und. Wie sie sich wohl beim Fußball geschlagen hat?

Ein plötzlicher Instinkt regt sich in mir. Wie ferngesteuert stehe ich auf, gehe leise aus meinem Zimmer, steige die Treppe hinauf in das oberste Stockwerk unseres Hauses und stehe schließlich an der Leiter, die auf den Dachboden führt. Ich war erst einmal dort oben, weil ich die vielen Spinnweben total eklig finde. Doch jetzt nehme ich allen Mut zusammen und klettere langsam die wacklige Leiter hinauf.

Ein dünner Sonnenstrahl fällt auf den Dachboden und in seinem Licht tanzen unzählige Staubkörner. Ich stehe ratlos da. Und was nun? Gewohnheitshalber wandert meine Hand an meinen Hals, wo Freds Kette gehangen hat. Eigentlich denke ich, dass sie in der Vergangenheit

bei Greta geblieben ist, doch ich stoße auf Widerstand und erstaunt starre ich die Kette an, die noch immer um meinen Hals baumelt.

Sie ist noch da, denke ich. Und auf einmal höre ich Gretas Stimme: „Ja. Fred hat sie dir geschenkt und als du vorhin plötzlich weg warst, haben wir beschlossen, dass du sie behalten darfst, sozusagen als Andenken. Und nun folge der Feder...“

Ihre Stimme hallt in meinem Kopf nach.

„Danke!“, denke ich und hoffe inständig, dass sie dies noch gehört hat.

Dann richte ich mich auf. „Folge der Feder!“, das hat Greta gerade gesagt. Und auf einmal entdecke ich in der hintersten Ecke des Dachbodens eine einzelne weiße Gänsefeder. Wie die wohl hierhergekommen ist? Schnell laufe ich zu ihr, vorsichtig die Spinnweben umkurvend.

Ich hocke mich hin und als ich die Feder vorsichtig aufhebe, habe ich auf einmal eine Eingebung.

Ich hebe die Diele, auf der die Feder gelegen hatte, vorsichtig an und darunter tut sich ein Hohlraum auf. Vorsichtig schiebe ich meine Hand hinein und stoße plötzlich auf etwas Festes.

Ein Buch?

Nach einigen Anstrengungen habe ich es endlich geschafft, das Buch heraus zu holen.

Ich betrachte es – und schnappe nach Luft. Das Buch ist zwar verblichen und staubig, aber es ist eindeutig das Tagebuch, das ich als Greta anfangen habe!

Ob sie es wohl weitergeführt hat? Aufgeregt und vorsichtig öffne ich es. Werde ich nun von Freds Schicksal erfahren?

Erst sind da die Einträge, die ich gemacht habe, dann kommen in identischer Handschrift weitere dazu. Ich überfliege das Geschriebene. Wie entsetzt und unendlich traurig sie war, als sie erfuhr, dass Fred nun ebenfalls einberufen worden war. Wie nachdenklich sie diese Zeitreise gemacht hat.

Aber darüber, ob Fred überlebt hat, erfahre ich nichts. Gibt es etwa weitere Tagebücher?

Ja, gibt es! Im Hohlraum finden sich etliche, ich bin gar nicht sicher, ob ich gerade alle ertastet habe. Ich ziehe das oberste heraus und fange an zu lesen:

*Liebe Georgia,*

– Was? Sie hat eine Botschaft an mich geschrieben? Neugierig lese ich weiter.

*Ich hoffe, du wirst diese Tagebücher eines Tages finden und lesen, ich gebe dir hiermit die offizielle Erlaubnis dazu.*

– Ich werde rot. Mist, das hier sind private Aufzeichnungen, auch wenn Greta mittlerweile wahrscheinlich tot ist. Immerhin gibt sie mir die Erlaubnis, darin zu lesen.

*Ich habe herausgefunden, dass wir im selben Haus wohnen, ich im Jahr 1944, du im Jahr 2017. Deshalb glaube ich, dass du meine Bücher finden wirst. Ich habe jedes Buch sofort unter dieser Diele verstaut, als es voll war.*

*Dieser Zeitentausch - ich habe das, was uns passiert ist, einfach so genannt - war eine sehr spannende und aufregende Sache. Anfangs fiel es mir schwer, mich zu orientieren, weil bei euch vieles ganz anders ist als bei uns. Du hast echt Glück, dass du als Mädchen mit 16 noch zur Schule gehen darfst! Ich wünschte, ich könnte es auch noch.*

*Aber immerhin ist öfters deine Stimme in meinem Kopf erklungen, die mir gesagt hat, wie ich nun reagieren soll. Das hat mir sehr geholfen. Ich hoffe, bei dir war es ähnlich.*

*Ich habe Luise noch nichts erzählt, aber ich denke, eines Tages werde ich es tun.*

*Falls du es noch nicht weißt, deine Freundin Emm und dieser Dario sind nun „zusammen“, wie ihr sagt. Ich finde, sie sind ein sehr süßes Paar.*

*Bestimmt interessiert es dich brennend, wie es bei uns weiterging. Nun, mit Hermanns Bein geht es stetig aufwärts, er kann bald wieder zum Markt gehen. Bis dahin gehe ich für ihn. Dieser „Pakt“ mit Bauer Haas ist ja schön und gut, aber wie hast du das mit dem Hinterherrennen so gut hinbekommen? Gut, du spielst Fußball (eine Sportart, die mir viel Spaß*

*gemacht hat, hier für Frauen allerdings undenkbar ist!), aber ich schnaufe immer ganz schön und der Bauer macht sich über mich lustig. Aber es geht auf jeden Fall schneller als nur zu Fuß.*

*Gestern kamen wieder zwei Soldaten und überbrachten uns die Nachricht, dass unser Vater „für Deutschland, sein Vaterland“, gestorben ist. Wir trauern um ihn, aber am härtesten ist es für Mutter. Sie hat ihn sehr geliebt. Als wir wieder alleine waren, sagte sie, dass die Lage aussichtslos für Deutschland sei und dass Hitler uns alle ins Unglück stürzen würde. Auch wenn das natürlich mit der Todesstrafe vergolten würde, langsam glaube auch ich nicht mehr an einen „Endsieg“, wie alle behaupten. Mutter hat diese Vermutung schon oft angedeutet, aber ich glaube, nun ist sie felsenfest davon überzeugt. Ich hoffe nur, sie kann das für sich behalten, denn ich könnte es nicht ertragen, sie auch noch zu verlieren. Dann wären Hermann und ich Waisen...*

*Nein, das darf nicht passieren! Hermann hat es ihr schon eingeschärft und ich glaube, sie wird sich daran halten.*

*Von Fred kam bisher erst ein Brief, ich habe ihn hier beigelegt. Ich hoffe, du bist nun beruhigt, falls man wieder etwas von ihm hört, werde ich es natürlich hier aufschreiben.*

Vorsichtig falte ich den vergilbten Brief auseinander. Die Schrift ist verblichen, doch ich kann die Botschaft noch entziffern. Beim Lesen steigen mir Tränen in die Augen. Es ist ein so hoffnungs- und liebevoller Brief, den man nur richtig verstehen kann, wenn man selbst einmal echte Geschwisterliebe erfahren hat. Und ich bin dankbar dafür, dass ich diese Erfahrung machen durfte.

## Epilog

*Liebe Mutter, lieber Hermann, liebe Greta,*

*ich hoffe, es geht Euch gut.*

*Ich habe davon gehört, dass Vater gestorben ist, es tut mir sehr leid und ich traure mit Euch.*

*Mir geht es gut, aber der Alltag eines Soldaten ist lang und hart, wundert Euch also nicht, wenn ich nicht oft dazu komme, nach Hause zu schreiben. Du kennst das ja, Hermann.*

*Mutter, mach Dir nicht allzu viele Gedanken, ich komme hier gut zurecht. Ein Freund aus dem Nachbardorf Hohenstett, den ich aus der Schule kenne, Fritz, ist auch hier und wir verstehen uns gut. Ich liebe Dich. Pass auf Dich auf.*

*Hermann, ich hoffe, mit Deiner Verwundung geht es aufwärts und Du bist bald wieder der Alte. Pass auf Mutter auf. Ich glaube, in ihrer Trauer neigt sie dazu, Dinge zu tun oder zu sagen, die sie sonst nicht tut. Ich will sie nicht auch noch verlieren und ich möchte sie sehen, wenn ich irgendwann nach Hause kommen kann.*

*Greta, ich träume jede Nacht von Dir, das hilft mir ungemein. Denn auch wenn Fritz sehr nett ist, mein Verhältnis zu Dir ist natürlich ganz anders. Ich kann es gar nicht in Worte fassen, was ich fühle, wenn Du nicht bei mir bist. Es ist ein Loch in meinem Herzen, in meiner Seele.*

*Wenn meine Zwillingsschwester nicht bei mir ist, bin ich nicht komplett. Dann fehlt etwas von mir.*

*Für immer, Dein Bruder Fred.*